

Achtes Blatt.

So ist schon wieder ein Ring der langen Kette der Zeit abgenutzt und fällt in den schwarzen Abgrund der Vergangenheit!

Kalt empfange ich den neugebornen Sohn der Zeit und gedenke im Geiste vielmehr seiner verstorbenen Brüder. Ich weiß, daß diese wenigstens gewesen und was sie mir gegeben haben, während jener sich noch unter unsichtbaren Auspizien zeigt. Was bringt mir das dunkle Gewölke, welches ihn umhüllt? Die wohlthuende Sonne oder das verderbende Ungewitter?

Der Himmel ist bedeckt, es schneit; obgleich es in meiner Seele nicht wintert, so ist sie nichtsdestoweniger trübe und kalt. Warum kann ich nicht hefter sein? Vielleicht versteht die Menge, draußen in den Straßen, welche im Jubel ihren neuen Bruder begrüßt, besser den Werth des neuen Jahres zu schätzen? Da machen meine Gedanken eine Pause, um die kleine Thür meines engen Weisheitsbehälters zu öffnen. Mein Geist will es besser wissen, und sammelt zu Gunsten seiner Eitelkeit die Proben seiner Wissenschaft.

Die ältesten Römer theilten das Jahr in zehn Monate. Numa Pompilius fügte noch zwei hinzu, deren einer dem Janus gewidmet, Januarius genannt wurde, und da er zufällig das Jahr eröffnen sollte, so füllte man seinen Anfang mit glücklichen Prophezeiungen aus, woher dann endlich die Gewohnheit entstand, daß man sich am ersten Tage dieses Monates gegenseitige Besuche abstattete, Glückwünsungen und kleine Geschenke austauschte. Man gab gewöhnlich Datteln und Feigen, zum Zeichen der günstigen Auspizien, mit welchen das Jahr seinen Lauf beginnen sollte, und die Stips zum Zeichen des Reichthums.

Diese kurze Unterhaltung hat indessen meinen Magen in eine schreiende Stimmung versetzt, und obschon er im Allgemeinen keine großen Ansprüche macht, so mag er wohl nach einer zwölfstündigen Abstinenz hinreichenden Grund haben, um neue Erfrischung zu verlangen. Auch könnte die Zubereitung meines Frühstückes ein gutes Mittel sein, den düstern Zustand meiner Seele aufzuklären; ich habe diese Erfahrung mehrmals gemacht. Doch da erinnere ich mich, daß ich keinen Zucker mehr vorrätzig habe. Ein anderer wäre dadurch in Verlegenheit gebracht worden. Es fällt mir gerade die Geschichte eines Engländers ein, der, weil man ihm keinen Pfeffer zum Beef-steak

gegeben, mit einem Stricke seinem Leben ein Ende machte. Es gibt Stunden im menschlichen Leben, in welchen die kleinste Widerwärtigkeit eine traurige Katastrophe herbeiführen kann. —

Zufrieden mit mir selbst nehme ich meine Kaffeeapparate und beginne die kleine Arbeit, welche seit einer Reihe von Jahren zu meinem Lieblingsgeschäfte geworden ist. Auch ist mein guter Wille mein einziger dienstbarer Geist. Ich bin gewohnt, mich während des Frühstückes zu verschiedenen Malen zu erheben und nach dem Fenster zu gehen.

Meine Aussicht ist aber so enge.

Ich begegne zuerst einem kleinen Garten, welcher bis an meine Wohnung stößt. Ringsumher sehe ich dann nur Dächer, Schornsteine und das Pflaster der an meiner Wohnung vorbeiführenden Straße. Gestern hatte diese Aussicht noch einigen Reiz für mich, heute scheint sie mir langweilig. Einige Tauben meines Nachbars, welche sich gewöhnlich neben meinem Fenster auf dem Winkel des anstoßenden Daches niederlassen, um die hingestreuten Brodsamen aufzupicken, sind mir heute nur elendes Geflügel. Der Rauch des Schornsteines erinnerte mich gestern an den mächtigen Besuch, heute an die Zubereitung des Kaffeewassers. Unzufrieden lenkte ich endlich verdrießlich meine Augen

auf das Pflaster und sehe, wie ein Zuckerbäckerjunge mit einem großen, schön verzierten Kuchen an des Nachbars Thüre klingelt. Es ist gewiß ein Neujahrs- geschenk, welches der Mann seiner jugendlichen Gattin beschert. Wie der Kuchen verschwindet, falle ich auf's Neue in meine Träumerei zurück. Alle Welt tauscht heute seine Geschenke und Wünsche aus; ich allein, fremd und verlassen, habe nichts zu geben, nichts zu nehmen; kenne nicht einmal ein geliebtes Wesen, für dessen Wohl ich Wünsche nähren könnte. Nichtsdesto- weniger will ich mich den Tausenden von Stimmen zugesellen; möge mein Herz alle unbekannten und ver- lorenen Freunde auffuchen, welche wie ich, verlassen und traurig ihre Tage zählen, und ihnen Glück und Segen wünschen:

Euch zuerst, seltenen Bewohnern der Stadt, für welche Krankheit und Armuth Ursachen der Einsam- keit geworden sind!

Euch, ermatteten Arbeitern, die Ihr in vergessener Stille mit saurer Mühe das tägliche Brod gewinnt!

Euch, Ihr braven Väter, die Ihr den Tag um die Nacht verlängert, um Eure Familie zu nähren!

Euch, Ihr armen Wittwen, die Ihr arbeitend und weinend bei der Wiege sitzt!

Euch, Ihr jungen Leute, die Ihr Euern Lebenspfad zu erweitern sucht, um die ausgewählte Gattin an Eurer Seite zu führen!

Euch Allen, Ihr wackern Kämpfer, Ausdauer in der Arbeit und im Opfer!

Euch, die Ihr mit Gleichgültigkeit über die reichen Schätze der Welt hinwegseht!

Euch Allen endlich, welchen Titel Ihr auch immer führt, die Ihr das Gute und Schöne liebet und Mitleid habet, mit dem, was leidet!

Meine Wünsche sind noch nicht erschöpft, als sich eine Menge Sperlinge auf dem Fenster niederlassen und nach den Brodkrümmeln hüpfen, welche ich in meiner Zerstreuung hinauswerfe. Sie rufen mich aus meinem Traume.

Meine Stimmung ändert sich mit Einem Male. Die zwitschernden Vögel beschämen den murrenden Menschen. Ich sehe ein, daß ich mich so eben getäuscht habe; wenigstens haben die Sperlinge ein Neujahrsgeßenk von mir erhalten.

Ich will mich nun für heute meiner Einsamkeit entreißen. Das Schneegestöber hat schon nachgelassen und der Himmel klärt sich auf. Ich gehe hinaus aufs Land. Ich bürste meinen Rock, und frage dann den Spiegel, ob ich alles gut gemacht. Ich begebe

mich auf den Weg. Nach einigen Minuten befinde ich mich, ohne es zu wissen, in der Nähe der Eisenbahnstation. Man drängt sich, um nur zeitig anzukommen. Außer vielen andern Vortheilen haben die Eisenbahnen noch den, daß sie uns an Pünktlichkeit gewöhnen und da warten lehren, wo man uns nicht mehr erwartet. Ich wartete aber dies Mal nicht und ließ mich auch nicht erwarten, sondern lenkte meine Schritte nach dem Hause des Bürgermeisters, welchem ich einen Brief abzugeben hatte. Dort führt man mich in ein kleines Zimmer, in welchem ich den Beamten erwarten sollte. Die wenigen Augenblicke, welche ich allein war, durchslog ich in Eile die auf einem Tische liegende Zeitung. Sie war mit den schmähllichsten Klagen gegen den Bürgermeister angefüllt.

Erbärmlicher, dachte ich in mir, so wirst Du also sogleich selbst jene Schmachreden, die stechende Kritik Deiner Handlungen lesen!

Gleich dem römischen Triumphator muß er geduldig anhören, wie der Insultor hinter seinem Wagen der Menge seine Laster erzählt!

Ist aber unter diesen Pfeilen der Eifersucht kein vergifteter, welcher die gebohrte Wunde unheilbar macht?

Was ist unser Leben, wenn es den Anfällen neidischen Hasses ausgesetzt ist?

Die ersten Christen gaben dem wilden Thiere nur zerfleischte Leibeslappen; der hochgestellte Mann gibt den Bissen der Feder seine Ruhe, seine Liebe und sein Glück.

Unterdessen war der Bürgermeister zu mir getreten; ich übergab ihm das Schreiben und zog mich zurück. Noch auf dem Heimwege mußte ich über das Schicksal dieses Mannes nachdenken. Ich kenne einigermaßen sein Leben.

Vor seiner Ernennung hielt er im Allgemeinen mit dem großen Haufen; seit einiger Zeit hat er seine Ansichten geändert. Seine früheren Anhänger sind alsdann seine heftigsten Gegner geworden. Die öffentlichen Blätter sind von Allem unterrichtet und suchen ihm die Gunst des Volkes zu rauben. Der Haß, gegründet oder ungegründet, schreckt vor keiner Drohung zurück. Zuweilen nimmt er sogar zum Verbrechen Zuflucht.

Der Bürgermeister wagt nicht mehr allein oder zu Fuße auszugehen!

Es gibt Menschen, welche, weil sie im Unglücke geboren, ihren glücklichen Mitbruder nicht nur mit scheelem Auge ansehen, sondern nach Auszeichnung

und Ehrenposten streben, um auf Kosten der Unglücklichen glücklich zu sein. Man erkennt leicht jene Heuchler, welche unter der Larve des eifrigen Philantropen, unzufrieden mit ihrem eigenen Loose, in dem Anblick fremden Unglückes einen Trost für das ihrige finden wollen.

Es gibt andere, welche nur aus Genußbegierde nach Rang und Auszeichnung streben.

Ein Theil von diesen ist oft vom Geschicke bevorzugt worden, und sein Hinanstreben wird als eine Nothwendigkeit seiner Abstammung betrachtet, die Fundamente seines Gebäudes sind schon im Voraus von den Eltern gelegt worden. Ganz anders ist es aber mit dem andern Theile, welcher auf der untersten Stufe der Weltleiter gewiegt im Fluge die höchste erreichen will!

Thörichter Mensch! es sind Dir keine Flügel gewachsen! Um sich das Thor seiner Laufbahn zu öffnen, sucht man Freunde und ist auf seiner Hut, sie gut zu nähren. Man erwirkt Pläne, beschäftigt sich mit ihrer Ausführung bis in die kleinsten Details. Achtung, Vergnügen und Ehre sieht man in diesem Wettrennen als Nebensache an. Natürlich, man hat weder Lust noch Zeit dazu, denn sonst könnten uns andere vor kommen. Und doch, fragt Euch selbst, Ihr beweinen-

werthen Ringer, was war Euer Ziel? Waren es nicht bloß diese erbärmlichen vergänglichen Dinge, welche Ihr auf Euerem Wege ungesehen liegen ließe? Seid offenherzig und saget, daß ich Recht habe!

Das Glück verkauft gewiß recht theuer, was es unentgeltlich zu geben scheint.

Aber wie soll ich die Schläge der Ungnade begreifen, welche den Mächtigsten aus dem höchsten Himmel in den tiefen Abgrund hinunterstürzen? Wie jene Verantwortlichkeit begreifen, welche ihm aufgeladen ist? Wie schwer muß ihn die Kette langweiliger Förmlichkeiten drücken, welche seine Handlungen, sein Leben begleiten und seiner Freiheit und Selbstständigkeit keinen Raum lassen?

Ich verstehe wohl, daß eine absolute Gewalt den Menschen fern gehalten, vielmehr von einem Cultus umgeben, als übermenschlich verehrt werden muß, wenn sie dauerhaft sein soll, denn gewöhnlich bin ich da nur Herr, wo man mir große Ehre erweist. Bei allem diesem bin und bleibe ich nur ein Mensch, und wenn mein Leben zur Schande derer spricht, welche mich zum Herrn machen, so ist dies nur eine Strafe für sie selbst.

Jedermann in Frankreich kennt die Anekdote, welche Frau Campan von Marie Antoinette, der Ge-

mahlin Ludwig XVI. erzählt: Eines Morgens, als die hohe Person im Begriffe war, ihre Toilette anzulegen, und ihr von einer Hofdame das Hemd überreicht werden sollte, kam eine zweite hinzu, welche größeres Recht auf diese Ehre zu haben glaubte, weil ihr Adel älter sei; eine dritte machte aus demselben Grunde der zweiten das Hemd streitig; eine vierte genügte noch nicht; bis endlich die Schwester des Königs selbst hinzu kam und der Königin behülflich war.

So spazierte das Hemd unter einfältigen Ceremonien von Hand zu Hand bis es endlich bei der Königin ankam.

Ob dieser aber in ihrem halbnackten Zustande das Schauspiel gefallen hat, weiß ich nicht.

Zur selben Stunde durfte Chateaubriand Ihrem durchlauchten Gemahl zusehen, und beobachten, ob er den rechten oder linken Fuß zuerst aus dem Bette erhob, d. h. ob Seine Majestät heute in guter oder schlechter Laune Audienz ertheilen würde. —

So bin ich endlich wieder in meiner Wohnung angekommen und setze mich eben an den Schreibtisch, als man anklopft. Es ist ein armer Knabe. Ich erkenne ihn zuerst nicht; er aber betrachtet mich so freundlich und lächelt. O, das ist der kleine Heinrich! ruf ich endlich aus.

Heinrich ist mager, bleich und trägt eine ärmliche Kleidung. Sein offenes Auge und sein lächelnder Mund sind noch immer dieselben. Er scheint mit seinem holden Gesichte und seiner schwachen aber hellen Stimme um meine Freundlichkeit anhalten zu wollen.

Es war an dem Abende eines großen Volksfestes; die ganze Stadt war wie von einem einzigen Feuer erleuchtet, und die Artillerie donnerte noch auf dem nahen Exercierplatze.

Ich war auch ausgegangen, um dem Volksjubel zuzusehen, zog mich jedoch gegen acht Uhr zurück. In der Nähe meiner Wohnung angekommen, vernehme ich in einer seitwärts abgehenden Straße eine weinende Kinderstimme. Ich näherte mich der Stelle, woher das Schluchzen zu kommen schien, und fand einen zitternden, von einigen Lumpen umhüllten Knaben, der mir alsbald bei meinem Näherkommen ein Stück Papier zum Lesen entgegen hielt:

Der Inhalt war folgender: Monsieur, nous sommes onze à la maison, sans travail et sans avoir de quoi vivre; Veuillez être attentif à notre demande!

Ein steinernes Herz hätte bei dem Anblicke des Kleinen brechen müssen. Ich nahm den armen Jun-

gen mit mir und gab ihm eines meiner Brode und einige Silberstücke, welche ich in meiner Börse hatte.

Heinrich hat ein gutes Gedächtniß und was noch schätzbarer ist, eine dankbare Seele. Es ist bereits ein Jahr her, daß ich ihn in dem erbärmlichen Zustande traf und ich hätte ihn fast vergessen; aber er vergißt nicht, mir heute seine Glückwünsche anzubieten. Außerdem bringt er mir noch ein kleines Büchergestell, welches sein älterer Bruder zusammengesetzt hat. Die vorstößenden Ecken sind sogar mit Schnitzelarbeit verziert. Ihr Geschmaç ist nicht der beste, aber der gute Wille desto sichtbarer.

Dieses unerwartete Geschenk, die bescheidene Röthe auf dem Gesichte des braven Knaben und seine stammelnde Sprache verdrängen wie plötzliche Sonnenstrahlen den Rest des Nebels, der mein Herz noch umlagerte.

Während wir gemeinschaftlich unser Mittagsmahl verzehren, frage ich ihn nach dem Befinden seiner Familie.

Seine Antworten waren anfangs kurz; allmählich erholte er sich und seine Rede gewann einigen Zusammenhang.

Das arme Kind führt ein trauriges Leben!

Sein Vater ist seit zwei Jahren schon in der kalten Erde. Heinrich ist mit acht Geschwistern und einer kleinen Nichte der kränklichen Mutter zur Last geblieben. Einer seiner Brüder und er selbst erleichtern zwar die Bürde ihrer Mutter um Einiges durch den geringen Lohn, welchen sie in einem benachbarten Schreineratelier verdienen.

Alles würde gut gehen, wären die Lebensmittel nur nicht gar zu theuer, nutzten sich ihre Kleidungsstücke nicht ab, vermehrte sich mit der Arbeit und dem steigenden Alter nicht auch der Appetit der Kinder, müßten sie im Winter nicht auch noch ihre Sonne kaufen! Heinrich klagt, daß die Kerze zu kurz sei, das Holz zu rasch brenne! Der Kamin ihrer Wohnung sei so weit, daß ein großer Bündel Brennholz die Wirkung eines Zündhölzchens darin habe. Einen Ofen besäßen sie gar nicht, ein in der Wand angebrachter Herd vertrete dessen Stelle. Die Mutter habe von dem Eigenthümer ihrer Wohnung einen alten Ofen kaufen wollen. Der Mann könne ihn aber nicht ohne baare Bezahlung lassen, weil man ihm noch die Miete für den vergangenen Monat schulde. —

Die Erklärungen des kleinen Gesellen ergriffen meine Seele und brachten mich bald zu einem Entschlusse.

Ich frug ihn, wie er und die Seinigen den heutigen Tag zubringen würden und erfuhr, daß alle bereits aufgebrochen seien, um die verschiedenen Häuser zu besuchen, welche ihnen zuweilen einigen Beistand leisten.

Ich danke noch ein Mal für das hübsche Geschenk, und entlasse Heinrich mit der Bemerkung, daß ich wahrscheinlich seine Familie noch gegen Abend besuchen würde.

Das Büchergestell liegt an meiner Seite auf einem kleinen Tische. Der erste Strahl der Sonne, welcher uns heute begrüßt, heißt es willkommen.

In Eile begeben sich mich zu dem Eigenthümer der Wohnung meiner armen Familie. Der Ofen gehört mir. Ein lustiges Feuer erwärmt schon das dürstige Gemach; eine kleine Lampe, welche ich gekauft, leuchtet freundlich auf dem Tische und ein Krug Del hatte bescheiden in einer Ecke Platz genommen. Mein Herz pocht bei jedem Schritte, welchen ich vernehme; ich besürchte in meiner Arbeit überrascht zu werden. Der Arbeiter, welcher mir geholfen, hat sich schon entfernt, und meine Furcht verwandelt sich bald in Besorgniß, daß man gar nicht komme. Endlich höre ich mehrere Kinderstimmen, man öffnet die Thür, eilt ins Zimmer . . . Plötzlich stehen alle wie vom Blitze geschlagen,

ohne sich zu rühren und stoßen dann einen Schrei der Verwunderung aus.

Beim Anblicke des Ofens, der Lampe und des Fremden, der wie ein Bezauberer in ihrer Mitte steht, ziehen sie sich erschrocken zurück . . .

Heinrich löste endlich das Räthsel. —

Ich hörte nichts als Erstaunen, Freudenrufe und Dankesbezeugungen!

Aber man hatte noch nicht Alles gesehen! Eine jüngere Schwester entdeckt in dem Aschenbehälter des Ofens geröstete Kartoffeln; die Mutter begegnete einigen Flaschen Bier, welche ich auf die Fensterbank gestellt hatte und ich selbst zog endlich aus einem Korb einen Schinken mit einem kleinen Vorrathe von Butter und Brod hervor.

Da ging der Dank fast in Anbetung über! Nie hatte man ein solches Mahl gesehen.

Man deckte, trug auf, setzte sich zu Tische und aß.

Es war ein Fest für uns Alle; jeder hatte seinen Theil dazu beigetragen. Ich hatte das Mahl, die arme Familie aber Frohsinn und Heiterkeit gegeben.

Welcher Lärm! welches Gelächter! Welch' ein Gemisch von Fragen und Antworten! Fragen, welche keiner Antwort bedurften, und Antworten, welche auf keine Frage paßten! Die alte Mutter sogar ist wie-

der Kind geworden und theilt die leichtsinnige Freude der Jugend!

Ich habe schon oft Gelegenheit gehabt, zu bewundern, wie leicht der Arme sein Elend vergißt. Gewohnt, von der Gegenwart zu leben, nimmt er das Vergnügen, wo er es findet.

Mit dem Reichen, dem verwöhnten Kinde des Glückes, ist es ganz anders; er will zuweilen nicht glücklich sein. Sein Glück hängt von Zeit und Launen ab!

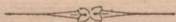
Der heutige Abend scheint mir so kurz! Die alte Mutter erzählte mir, im Bewußtsein des Glückes, bald lächelnd, bald eine Thräne abtrocknend, Vieles aus ihrem Leben.

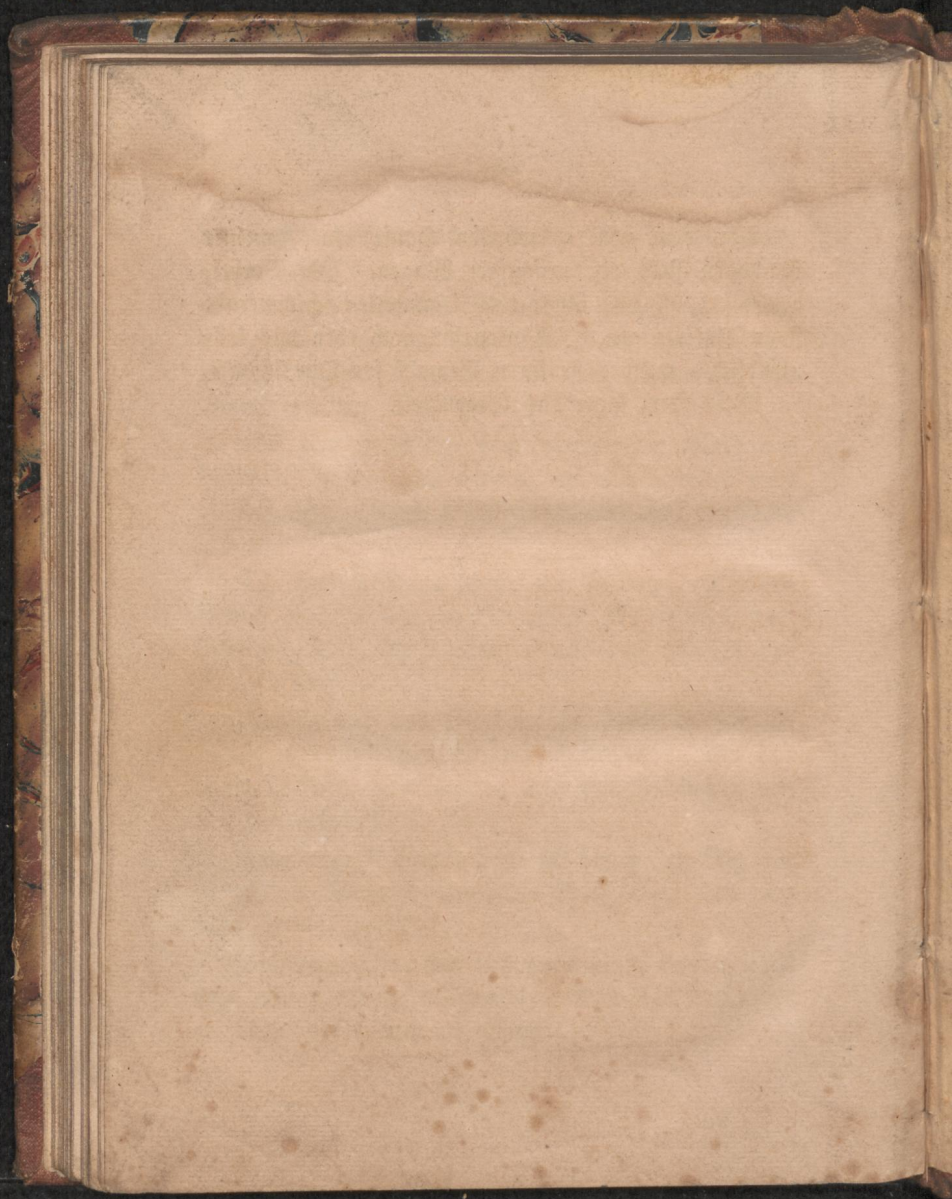
Endlich rief das Glöcklein im nahen Kloster die Brüder zur Andacht. Es war Mitternacht. Ein Tag nahm Abschied vom andern und ein Glücklicher verließ den andern!

Langsamem Schrittes legte ich den kurzen Weg bis zu meiner Wohnung zurück. Mein Herz floss von stiller Freude über!

Das neue Jahr hat mir schon einen reichen Trost und eine große Lehre gegeben: Auch der Arme hat etwas zu geben oder zu nehmen!

Vor dem hell erleuchteten Hause eines meiner Nachbarn steht ein prächtiger Wagen. Im Vorbeigehen sah ich eine junge von Diamanten schimmernde Frau hineinsteigen. Ich vernahm noch eben das leise „Endlich“, welches sie ihrem Gemahl ins Ohr flüsterte. Mein Herz sagte das Gegentheil.





Vor dem hell erleuchteten Hause eines
Nachbarn steht ein prächtiger Wagen. Im
gehen sah ich eine junge von Diamanten schimm
Frau hineinsteigen. Ich vernahm noch eben das
„Endlich“, welches sie ihrem Gemahl ins Ohr flü
Mein Herz sagte das Gegentheil.

